

Uns vom Größten nicht eingegrenzt und deshalb im Kleinsten ganz zu finden, das ist göttlich

Zu Hölderlins „Hyperion“ und ignatianischer Gesinnung

Albert Keller SJ, München

Vorüberlegung

Beim Betrachten der mächtigen Gestalten – keinen Randfiguren –, mit denen Michelangelo seine Deckenfresken in der Sixtinischen Kapelle umrahmt, fällt auf, daß er jeweils abwechselnd einen Propheten und eine Sibylle plaziert hat. Die Aufnahme dieser weissagenden Frauen des Heidentums in den Kreis der Propheten könnte typisch für den Geist der Renaissance erscheinen; aber bereits das frühe Christentum sammelte „Oracula Sibyllina“, wie es auch die Erwartung der Geburt eines göttlichen Knaben, die bei Vergil den Beginn des Goldenen Zeitalters ankündigen soll, zugleich als Weissagung der Cumäischen Sibylle und als messianische Prophetie verstanden hat.

Unserer Zeit, der doch der Begriff des „anonymen Christen“ entstammt, ist diese Unbefangenheit verlorengegangen, mit der damals aus allen Quellen geschöpft wurde, wenn es galt, den christlichen Glauben zu schildern und zu erläutern. Ihr erscheint es als außergewöhnlich, ja als eine mit Mißtrauen zu verfolgende Grenzüberschreitung, wenn in Bereichen außerhalb von Theologie und Spiritualität Aufschlüsse für eine christliche Lebensauffassung gesucht werden. Daher bedarf auch das Vorhaben, mit Gedanken aus Friedrich Hölderlins „Hyperion“ zum Nachdenken über ignatianische Gesinnung anzuregen, heute wohl zunächst, wenn nicht der Entschuldigung, so doch einer Begründung.

Sicher liegt bereits im Außergewöhnlichen selbst eine eigene Attraktivität, genug, um eine erste Aufmerksamkeit zu erregen; aber die hätte kaum Dauer und rechtfertigt daher nicht die Wahl eines Hölderlinschen Textes zum Bedenken ignatianischer Spiritualität. Ein gültigeres Motiv dürfte indes schon darin liegen, daß ein solches außerhalb des gewohnten geistlichen Rahmens stehendes Angebot uns als Modell zeigen könnte, ob wir wach genug sind, auch dort auf spirituelle Anregung zu stoßen, wo uns nicht bereits der fromme Kontext die Vermutung ins Gehirn treibt, wir müßten auf derartiges gefaßt sein.

Dieser Beweggrund scheint mir ignatianisch, also einer Besinnung über die Geisteshaltung des Ignatius von Loyola angemessen; denn er entspricht seiner Forderung, wir sollten Gott in allen Dingen zu finden wissen, demnach wohl auch in einer Dichtung. Die Forderung gründet aber selbst, wie bereits angedeutet, weiter zurück in der Geschichte der christlichen Geisteshaltung, etwa in der Lehre Thomas von Aquins, der verlangt, wir müßten „absolute dicere“, „schledithin sagen, daß alle Wahrheit von Gott sei“ (de Ver. q. 1, a. 8, c, Schluß; vgl. S. th. I-II, q. 109, a. 1, ad 1) und der sich dafür auf den schönen Satz des hl. Ambrosius beruft (sed contra, 1): „Alles Wahre, von wem immer es behauptet wird, stammt vom Heiligen Geist“; ein Satz, der auf seine Weise die schon bei den ersten christlichen Apologeten, etwa bei Justin, dem Philosophen und Martyrer aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, anzutreffende Überzeugung zusammenfaßt, wonach sich Samen des göttlichen Logos, „logoi spermatikoi“, überall finden, besonders bei den Propheten und bei den großen griechischen Dichtern und Philosophen; in seiner Fülle sei dieser Logos aber in Christus erschienen, der somit in sich die Schätze des Judentums und Heidentums vereine. Aus dieser Sicht sind wir nicht nur berechtigt, sondern gehalten, auf allen Böden, auch auf denen außerhalb einer eng christlichen Umzäunung, nach aufkeimender Saat des göttlichen Sämanns auszuschauen.

Der „Grabspruch des Loyola“

Wiewohl diese Vorüberlegung bereits Nachdenkenswertes liefert, erklärt sie nicht, weshalb nun gerade der „Hyperion“ – genauer einige wenige Zitate daraus – herangezogen werden sollen, ignatianische Gesinnung zu erhellen. Den Anstoß dazu bietet der sogenannte „Grabspruch des Loyola“, der auch in dem soeben erschienenen Taschenbuch „Jesuiten. Wohin steuert der Orden?“ in der Übersetzung von Hugo Rahner abgedruckt ist. Er wurde im Jahre 1640 in einer Festschrift der Jesuiten aus Flandern zum hundertjährigen Bestehen der Gesellschaft Jesu veröffentlicht und lautet in der genannten Übersetzung:

„Sein Geist konnte nicht begrenzt werden vom Umfang des Erdkreises, sein Leib liegt beschlossen in dieser demütig engen Gruft. Wähntest Du, Pompeius sei groß oder Caesar oder Alexander. Tu auf Deine Augen der Wahrheit: größer als diese alle war Ignatius.“

Nicht begrenzt werden vom Größten
und dennoch einbeschlossen sein vom Geringsten,
das ist göttlich.

An Tugend der Größte, in Demut der Geringste,
 ward ihm die Weite der Welt zu eng,
 und die enge römische Gruft ward heilig weit.
 Größer war sein Herz als der Raum dieser Erde,
 und oft verlangte es ihn, die Grenzen von Welt und Zeit zu sprengen,
 um die Werke seiner Gottesliebe zu entfalten.
 Geringer als vom Geringsten dachte er von sich selbst,
 und immer sehnnte er sich nach einem verborgenen Winkel, der ge-
 ringer wäre als ein gewöhnliches Grab,
 um dort seinen lästigen Leib verscharren zu lassen.
 Für den Geist der Himmel, Rom für den Leib . . .“

Wenn wir den barocken Überschwang in Kauf nehmen und den wohl unfreiwilligen Seitenhieb auf Rom als Winkel für den lästigen Leib ebenfalls, läßt sich diese Grabschrift in einen Satz konzentrieren, der die Geisteshaltung des Ignatius in einem zusammenfaßt und erläutert, nämlich in die Aussage:

„Vom Größten nicht begrenzt,
 vom Kleinsten umfaßt zu sein,
 ist göttlich!“

Eben dieser Satz aber steht in der lateinischen Fassung: „Non coiceri maximo, contineri minimo, divinum est“ als Motto vor Hölderlins „Hyperion“*, soll also in dieser Dichtung auseinandergestaltet und beleuchtet werden. Daher darf diese, scheint mir, herangezogen und so betrachtet werden, daß sie diesen Spruch und über ihn die ignatianische Lebenseinstellung kommentiert.

Zunächst noch zu dem Spruch im Ganzen: Wieso es göttlich ist, vom Größten nicht eingeschränkt und doch im Kleinsten enthalten zu sein, mag ein Bild nahebringen, das ebenfalls in der Geschichte christlicher Geisteshaltung immer wieder auftaucht und das Gott mit einem Kreis vergleicht; bei Voltaire in der präzisen Fassung: „Gott ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt überall, dessen Umfang nirgends liegt!“; bei Teilhard de Chardin als eine Art Stoßgebet: „Du wunderbarer Mittelpunkt! Du unermeßlicher Kreis! Gott . . .“; bei Nikolaus von Kues als Ergebnis spirituell-geometrischer Spekulation: „All das zeigt der unendliche Kreis, der ewig ist, ohne Anfang und Ende, absolut einer, unteilbar und allumfassend. Da jener Kreis von absoluter Größe ist, ist es auch sein Durchmesser . . . Bei einem unendlichen Durchmesser jedoch liegt der Mittelpunkt im Unendlichen.“

* Zitiert wird Hölderlin im folgenden jeweils mit Seitenangabe nach: A. Bieger (Hrsg.), *Hölderlins Werke in einem Band*, Salzburg o. J. (1950).

Der Mittelpunkt ist aber das Zentrum. Es ist also klar, daß Zentrum, Durchmesser und Umfang identisch sind. Aus solchen Überlegungen bezieht unsere Unwissenheit die Erkenntnis von der Unfaßbarkeit des Größten, für das das Kleinste keinen Gegensatz bedeutet und das den Mittelpunkt zum Umfang hat“ (De docta ignorantia, Kap. 21).

Diese Bilder wollen – eben wie unser Grabspruch auf Gott angewandt – besagen: Nichts faßt Gott, er ist der völlig Unfaßbare, weder in Räume noch in Gedanken einzufangen – und doch ist er allem innerlicher als es sich selbst, wie Augustinus in den Confessiones betet: „Du aber warst mir innerlicher als mein eigenes Inneres!“ (III, 6, 11).

Am deutlichsten ist jedoch die Grabschrift, auf Gott bezogen, wohl bei Gregor dem Großen vorweggenommen, der in seinen den Propheten Ezechiel kommentierenden Predigten von Gott sagt, er werde „weder im Großen noch im Kleinsten eingeengt“ (Ez 2, 2, 15), er sei zugleich „tiefer innen und weiter außerhalb . . . innerlicher, indem er erfüllt, äußerlicher, indem er umgibt – und so ist er innen, daß er außen ist; so umgibt er, daß er durchdringt . . .“ (Ez 2, 5, 11).

Daß der Spruch also von Gott gilt, der über alle Himmel reicht und doch in jedem Sandkorn und Grashalm und Photon beschlossen liegt, wie Ignatius in der Exerzitienbetrachtung zur Erlangung der Liebe ausführt, daß Gott nämlich vom Größten nicht umgrenzt und doch im Kleinsten umfassend anwesend ist, sei allen folgenden Überlegungen vorausgeschickt.

Auch die Anwendung des Mottos auf Ignatius selbst sei vorweggenommen. Für ihn gab es in seinem Bemühen auf Gott hin nie nur „maximum“, „Größtes“, sondern stets ein „magis“, ein je mehr und nicht eine Höchstleistung – und für ihn kam alles in Frage, ganz uneingeschränkt alles, für den Dienst an Gott, alles auf dem ganzen Erdkreis, wie es im Fundament der Exerzitien heißt: Gesundheit ebenso wie Krankheit, Armut wie Reichtum – und doch konnte er, eben weil er so, vom Größten unbeschränkt, alles auf Gott hin zu verstehen und zu verändern bestrebt war, auch aufs Kleinste sich konzentrieren, ganz von ihm gefaßt, besorgt selbst um die Runzeln auf der Nase, wie seine „Regeln der Bescheidenheit“ bezeugen, die, wenn nicht immer im Wortlaut, so doch in und wegen dieser Geisteshaltung exemplarisch für seine Jesuiten bleiben.

Das alles soll also im folgenden nicht mehr eigens in Erwägung gezogen werden, sondern wir wollen uns dem Inhalt des Spruchs selbst zuwenden, den Geist prüfen, den er atmet, indem wir zunächst betrachten, was es heißen soll, „non coegeri maximo“, vom Größten nicht eingegrenzt zu werden; ob das denn erstrebenswert oder auch nur erstrebbar sei und wie es sich mit dem anderen Ideal vertrage, das im zweiten Halbsatz des Spruches gefordert ist, „contineri minimo“, sich im Kleinsten zusammenfassen zu

lassen. Dabei sollen kurze Zitate aus dem „Hyperion“, in dem Hölderlin ja dieses Motto auf seine Weise auslegt, als Erläuterungshilfe unsere Betrachtung leiten.

Nicht umgrenzt vom Größten

Es scheint uns durchaus fragwürdig, wieso die Haltung der Uferlosigkeit, die in der Maxime: „Sich auch vom Größten nicht einschränken lassen“ doch empfohlen wird, so rühmlich sein soll, steht sie doch den Tugenden des Sich-Bescheidens und der Zufriedenheit, die die Ruhe unseres Herzens gewähren, anscheinend diametral entgegen.

Was Hölderlin davon hält, ergibt sich aus einem ersten Zitat, das lautet: „Ja! Ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste“ (469).

Mir scheint nämlich, zu oft ist es ein Spießbürger, der sich ein christliches Mäntelchen umgehängt hat, der deshalb Bescheidenheit predigt, weil er seine Ruhe haben möchte und in Ruhe gelassen sein will. Seichtes Herz und eingeschränkten Geist und das Sich-damit-Begnügen unter dem Titel Zufriedenheit als Tugend auszugeben, während sie doch ein Wurzellaster darstellen, verrät die bourgeoise Mentalität, die eher Geistlosigkeit heißen müßte oder Stumpfsinnigkeit; es liegt schon offen im Bedeutungswandel, den das Wort Tugend selbst erleiden mußte, das heruntergekommen ist von Tüchtigkeit, ebenso heruntergekommen wie Bravheit, die ehemals tapfere Haltung, ja unbändigen Sinn bezeichnete. In viel weiterem Kreis, als Marx es sich träumen ließ, hat man Christentum zum Opium degeneriert, seine Handlungsaufforderungen zur Sklavenmoral, einem „Vorwand zum Winterschlaf“, wie Nietzsche sagt (Zur Genealogie der Moral, 1).

Wir müßten wohl, aufgeweckt oder sogar aufgeschreckt durch die Forderung, sich auch vom Größten nicht beschränken zu lassen, zuerst bedenken, wie sehr auch wir von dieser ordnungsliebenden Bequemlichkeit befallen sind, die ihre Feuerlöschmittel überall in Schaumgeräten mit christlichem Aufdruck bereithält und darauf aus ist, alles zu dämpfen und zu beschwichtigen, was irgendwo gärt und an flammendem Geist sich regt, als ob nie das Wort vom Himmelreich als Sauerteig, der Gärung bewirkt, gesprochen worden wäre, nie der sehnüchige Wunsch nach Feuer, das, auf die Erde geworfen, doch brennen möge, als ob nie die Warnung zu hören gewesen sei: „Löscht den Geist nicht aus!“. Wo man so die Gesinnung Christi, die nichts hinnimmt und beläßt, wie es ist, sondern die alles neu macht, in einen Untertanensinn verfälscht, dem die Freiheit, zu der wir befreit sind, nicht geheuer ist, und wo man die Überzeugung, aus

der alles geschehen muß, damit es nicht Sünde ist, der Aufsässigkeit verdächtigt, da ist es an der Zeit, die hier angepriesene Zufriedenheit als Laster zu entlarven. Das gilt nicht nur für die Selbstzufriedenheit der Pharisäer aller Abschattungen, die sich im Glanz ihrer Rechtschaffenheit spiegeln, sondern auch für die vorgeblich fromme Haltung, die sich mit der Welt und den Menschen zufriedengibt, wie sie nun einmal sind, und sich zum *Schlummerliedchen* „Ja, ich bin zufrieden, geh' es wie es will“ in eine satte Behaglichkeit zu schaukeln vermag, eine Haltung, wie sie einem vermeintlich Abgetöteten, der auch über die Wechsler im Tempel sich nicht mehr aufzuregen geruht, sondern über ihr Treiben nur nachsichtig lächelt, wohl anstünde. Diese aus Welt- und Menschenverachtung genährte Resignation versucht stets, sich ein ungestörtes Dasein zu sichern; sie errichtet sich in Illusionen, in Absonderlichkeiten oder distanzierenden Lebensformen eine Einsiedelei – und sei es mitten in der Welt –, von der gilt: „Kein Hauch der aufgeregten Zeit drang je in diese Einsamkeit“, und sie ist dann vielleicht sogar noch stolz auf die Unberührtheit von den Nöten und der Hetze, die sonst die Menschen bedrängen. Daß Jesus mit einem Strick auf ehrsame Kaufleute losging, die sich an die üblichen Gebräuche hielten, muß dieser Gesinnung so peinlich sein, wie es ihr als mangelnde Abtötung und Indifferenz erscheinen wird, daß er über den toten Sohn einer Witwe, ja über die bedrohte Pracht der Mauern Jerusalems in Tränen ausbricht.

Wie aber – so ein erster Einwand – könnten wir denn ohne einen Ansatz dieser Bescheidung und Zufriedenheit auskommen? Steht nicht der Forderung, wir sollten unserem Geist nirgends Schranken vorzimmern, die Gesinnung gegenüber, die arm sein will, gerade auch in geistiger Einstellung? Dazu ein zweites Zitat aus dem „Hyperion“ zum Nachdenken. Es heißt: „Und das ist's, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein sein können, daß die Liebe in uns, solange wir leben, nicht erstirbt“ (446). Der Bedürfnislose ist nicht arm. Es mag durchaus für ein friedliches Leben nützlich sein, seine Bedürfnisse zurückzuschrauben; mit Armut, gerade auch der im Evangelium angezielten, ist das keinesfalls gleichzuadichten. Sie besteht – auch als soziale Armut – in der Differenz zwischen unseren Bedürfnissen und deren Befriedigung. Ein zufriedener Armer ist ein Widerspruch, eine idyllische Lüge. Wenn einer nur wirklich arm ist, hört es sich schon auf mit der Zufriedenheit, bestensfalls bleibt eine Dumpfheit übrig, ein geistiges Sich-totstellen angesichts einer übermächtigen Not. Wer sich in einem auch dürftigen Milieu behaglich fühlt, ist nicht arm; und wir machen uns etwas vor, wenn wir glauben, in irgendeinem Sinn arm sein zu können und doch keine Entbehrung empfinden zu müssen. Das gilt übrigens für alle Ordensgelübde. Wer

meint, es ginge dabei ohne Verzicht ab, hat sie erstens nicht begriffen und ist zweitens entweder ungeeignet, sie als Gelübde abzulegen, weil er ein Eunuche, ein Ärmling oder ein Untertan von Natur aus ist, oder er wird seine Ersatzbefriedigungen irgendwann zu finden wissen.

Armut in jeder Form, die mehr ist als ein Nichthaben – denn der Stein ist nicht arm, und er hat doch nichts –, hat also mit Liebe zu tun. Wer nicht liebt, kann nicht arm sein, soweit wie der nicht zum Sehen Bestimmte blind – aber es ist das erbärmlichste Elend für den, der arm sein könnte aus seiner Bestimmung, wenn er deshalb unfähig zur Armut ist, weil er nichts mehr liebt. Auf diesen Irrweg steuert eine gewisse buddhistische Nirvana-Sehnsucht ebenso wie eine irrtümlich als christlich ausgegebene Abtötungslehre mit dem Ziel der Leidenschaftslosigkeit. Dieser geistige Selbstmord kann aus einem Übermaß an erlebtem Elend als Ausflucht gesucht werden – und darin liegt die größte Gefahr der realen Armut, daß sie im Übermaß unfähig machen kann, noch dieses Minimum an menschlichem Erlebnis aufzubringen, das Armut empfinden läßt. Der Ausgebrannte, der da übrigbleibt, spürt sein Elend nicht mehr, vermag die Armut nicht mehr zu fassen und entbehrt folglich des letzten Antriebs, ihr zu entgehen – erst eine menschliche Hilfe wird ihm seine Armut wieder fühlbar machen. Worin dieser aber durch äußerste Not schuldlos getrieben wurde, dahinein begibt sich der Blasierte selbst, der seine Armut negiert, sie nicht wahrhaben will, weil sie ihn als Abhängigen kennzeichnet und auf anderes verweist, während er sich doch selbst sucht. Selig die Armen im Geiste, denn sie lieben. Sie haben ihr Herz an etwas gehängt, was sie übersteigt, deshalb sind sie arm. Wer aber sein Herz an nichts hängt, der hat keines. Ihm gilt alles gleich, und das besagt, ihm gilt nichts mehr etwas, alles ist gleichgültig. Ein solcher aber wäre von sich aus unrettbar, weil er kein Bedürfnis spürt, sich retten zu lassen. Darin liegt ja die Unlogik in Hauffs Märchen „Das kalte Herz“, daß der Kohlemunkpeter mit dem steinernen Herz doch noch spürt, daß ihm etwas fehlt – und so nur kann er wieder zu seinem Herzen kommen. Wer wirklich ein steinernes Herz hätte – und das Bild stammt ja nicht erst von Hauff, sondern aus der Heiligen Schrift –, trüge kein Verlangen nach etwas Besserem; eben deshalb käme er nie aus seiner Misere heraus, es sei denn, jemand nähme ihm, ohne daß er es recht wollte und kaum daß er es merkte, sein Herz von Stein und gäbe ihm eines aus Fleisch. Von diesem Bild aus läßt sich erahnen, warum die Selbsterlösung des Menschen unmöglich ist.

Freilich, arm sein zu können, also spüren zu können, daß man arm ist, enthält noch einmal eine Gefahr in sich; diese Empfindsamkeit kann uns zum Knecht machen, weil wirklich gespürte Armut Zwang ausübt auf uns, uns zwingen will, sie zu fliehen – und die einzige sichere Flucht ist die

in die Lieblosigkeit hinein. Weil wir die nicht antreten dürfen, bleibt uns nur, die Armut auszuhalten. Daher ist es keine fromme Empfehlung – und Christus formuliert es auch nicht so –, sondern eine unumgehbarer Bedingung, wenn er sagt: „Wer nicht allem entsagt, was er besitzt, kann mein Jünger nicht sein“; denn, könnten wir nun hinzufügen, wer nicht arm sein kann, kann auch nicht lieben.

Dazu ein weiteres Zitat Hölderlins, das noch eine andere Sicht auf dieses Bild bietet: „Neide die Leidensfreien nicht“, sagt Hyperion, „die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte“ (469). Was hier Armut der Seele genannt wird, ist etwas anderes als das bisher erörterte, nämlich eben nicht der Mangel, der empfunden werden kann, sondern die Unfähigkeit selbst, zu empfinden. Das aber macht offenbar, daß es Erbärmlicheres gibt, als die Armut dessen, dem etwas mangelt, nämlich die Armut dessen, dem nichts mangelt. Wer nichts erstrebt, der entbehrt zwar nichts, aber er vermag auch nichts zu schätzen. Der Reiche, der von innen satt ist, hat gar nichts, was immer er besitzen mag.

Neide die Leidensfreien nicht? Wem Leid als höchstes Übel gilt, muß doch wohl den Leidensfreien beneiden und, weil es wahr ist, daß Leidenschaft Leiden schafft, den leidenschaftlosen, den hölzernen Götzen als Idealmenschen erstreben. Und steckt nicht dieser Götze, diese tote Seele, auch als verborgenes Ziel hinter so mancher christlich verbrämteten Aufforderung zur Abtötung, wie auch viel bombastisches Ausmalen von Höllenpeinen darauf baut, daß zugefügtes Leid eben doch das höchste Übel sei. Neide die Leidensfreien nicht, die Empfindungslosen, denn es sind die Liebeleeren: Und das Maß der Leidensfähigkeit wächst mit dem Maß der Liebe, nicht nur das Maß, Leiden auszuhalten, weil die Liebe alles trägt, sondern auch das Maß, Leid zugefügt zu erhalten, weil nur der Liebe, und sei es ihre kümmerlichste Form, etwas unter Schmerzen entrissen werden kann. Je mehr einer liebt, um so mehr ist er dem Leiden ausgesetzt. (Das müßte etwa eine Betrachtung des Leidens Jesu erwägen.) Wer sein Herz an nichts hängt, leidet nicht, aber er hat auch keines. Umgekehrt ist, wer nicht bereit ist zu leiden, auch nicht bereit zu lieben – oder wieder mit den Worten des Evangeliums gesagt: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich“.

Und unkommentiert zum Abschluß dieser Überlegungen noch ein Hyperonzitat: „denke, daß es besser ist zu sterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt“! (468 f.).

Was hat das noch zu tun mit unserem Ausgangspunkt, dem „non coerceri maximo“, auch vom Größten unbegrenzt sein? Mir scheint, daß aus

den letzten Erwägungen deutlich geworden ist, daß der Mensch kein Naturwesen ist, denn die Natur scheut aufs äußerste Armut und Leid; es ist ja gerade das ihren Tendenzen stracks Zuwidergehende. Daher ist es gefährlich, die Natur und das Naturgemäße als Maß für den Menschen nehmen zu wollen – dann wäre freilich das Erstgebot, sich in den vorgegebenen Schranken zu halten, und die Ursünde wäre die Hybris, das Streben nach Außergewöhnlichem, die aus griechisch-heidnischem Denken heraus auch der christlichen Moral als abscheulich vorgestellt worden ist. Für uns gilt die Natur wie das Schicksal nur als Anstoß, mit dem wir uns auseinanderzusetzen haben, nicht als Norm, der wir uns beugen müßten. Hyperion sagt dazu: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal ihr entgegenstünde“. Aber sie würde auch nicht Geist, wäre hinzuzufügen, wenn sie anpassungsbereit nur träge ihn umflösse. Nein, Natur ist uns Herausforderung, nicht Maß. Oder gälte ihr zurückkehrender Kreislauf auch für uns? Hyperion erwidert auf diese Frage: „Ich wollt' es glauben, wenn eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Ätna, heraufzürnt aus den Tiefen unseres Wesens“ (448). Alles haben zu wollen ist bereits eine Verkümmерung ins Sekundäre und gar nicht erfüllbar, ohne dem Urwunsch Raum zu geben, alles sein zu wollen. Wir können ja nur in dem Maß etwas wahrhaft haben, als wir etwas sind. Man schelte die Maßlosen nicht, weil sie keine Grenze kennen, sondern weil sie nicht maßlos genug sind. Du kannst in die Irre gehen, nicht aber in der rechten Richtung zu weit. Wenn Du den Raden nicht voll bekommen kannst, zeigst Du Dich als Mensch – jedes Tier bekommt ihn voll. Selig die Hunger haben nach mehr. Augustinus sagt es so: „Ruhelos ist unser Herz, solange es nicht in Gott Ruhe findet“, und der allein ist über alles Maß.

Unruhe also ist von uns gefordert; nicht die mickrige Herumhasterei dessen, der keinen Boden unter die Füße bekommt, sondern die Unermüdlichkeit dessen, dem kein Platz genügend weit ist, daß er sich zu Hause darauf fühlen könnte. Dazu Hyperion: „Wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgendeiner anderen Welt zu stürzen, und, wär es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich“ (447). Weltraumfahrt zeigt sich somit als menschengemäß.

Nicht also geschaftlhuberische Emsigkeit, die sich als Fleiß ausgibt, ist verlangt. Sie gleicht jener Vernünftelei, von der Hyperion sagt, sie sei „wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß sownig als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: ‚Tummelt euch‘ und siehet es fast ungern, wenn es vor

sich geht, denn am Ende hätt er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt“ (509). Nein, nicht diese Geschäftigkeit um ihrer selbst willen, nicht der Fleiß der Martha ohne den Sinn der Maria ist aufzubieten – und dies wieder nicht deshalb, weil er etwa ausufernd zuviel brächte, sondern weil er zuwenig leistet. Fleißig zu sein genügt nicht, denn, spricht Hyperion: „Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß des Menschen gegen die Allmacht der ungeteilten Begeisterung“ (444). Nur bei uns ist sie meist erstickt in nörgelndem Verstand, von dem Hölderlins Spruch gilt: „Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen“ (509). Unvernunft, heilige Narrheit ist daher Sehnsucht jeder großen Liebe.

Wenn das einer als Aufforderung zur Vernunftlosigkeit verstände, hätte er auch nicht begriffen, was Be-Geist-erung heißt: ihr Stammwort lautet nämlich Geist, und das gerade unterscheidet sie vom Rausch, daß sie Vernunft einschließt. Nietzsche, der sich jung an Hölderlin bildet und ihn seinen Lieblingsdichter nennt, sieht die Gefahr dieser Verwechslung von Begeisterung und Rausch und warnt vor den „Menschen der erhabenen und entzückten Augenblicke“, und er hält „jene kleine edle Gemeinde von Unbändigen, Phantasten, Halbverrückten, von Genies, die sich nicht beherrschen können und allen möglichen Genuß an sich erst dann haben, wenn sie sich völlig verlieren“, für gefährlicher als Verbrecher, bei denen es doch „sehr oft noch einen Beweis von ausgezeichneter Selbstbeherrschung, Aufopferung und Klugheit“ gebe. Und in der Tat hat die Geschichte Fanatiker in allen möglichen Gewändern jeweils als verheerender erwiesen als die simplen Verbrecher aus Ehrgeiz, Habgier oder sonstigen Leidenschaften. Nietzsche beschließt seine Betrachtung über den „Glauben an den Rausch“ mit folgender Warnung: „Zu alledem pflanzen jene Schwärmer mit allen ihren Kräften den Glauben an den Rausch als den Glauben an das Leben im Leben: einen furchtbaren Glauben! Wie die Wilden jetzt schneller durch das ‚Feuerwasser‘ verdorben werden und zugrunde gehen, so ist die Menschheit im ganzen und großen langsam und gründlich durch die geistigen Feuerwässer trunken machender Gefühle und durch die, welche die Begierde danach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zugrunde“ (Morgenröte, 1. Buch, 50).

Gefäßt im Kleinsten

Der Rausch unterscheidet sich von der Begeisterung gerade durch ein „non contineri minimo“, und damit sind wir bei unserem zweiten zu bedenken- den Halbsatz. Was da oft Begeisterung genannt wird und doch nur Rausch ist, verfliegt im Alltag, läßt sich im Gewöhnlichen nicht durchhalten, ist

eben vom Kleinsten nicht umfangen. Diese Art braucht die außergewöhnlichen Umstände, die Wunder, die den üblichen Ablauf sprengen; die staubige Wirklichkeit ist ihr zuwider und das Wunderbare dessen, was allenthalben geschieht, entgeht ihren abgenützten Augen, mit denen sie das Enorme sucht. Von ihr gilt der schwärmerische Ausruf des Hyperion: „Oh, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab“ (440).

Es ist redlicher, ein nachdenklicher Bettler als ein träumender Gott zu sein, und schwieriger. Wer träumte sich nicht leicht als ein Gott irgend eines Reviers und verübelt es der Realität, wenn sie ihn als Bettler erweist! Die Großmäuligkeit der guten Vorsätze hat es nicht nur mit dem Traum gemein, daß sie den Schlummer gegen hereinbrechende Wirklichkeit schützt, sie läßt uns auch nachher um so mehr als mißratenen Sohn dastehen, wenn wir den erträumten Vorsätzen nicht gerecht zu werden vermögen; und das Ergebnis dieser Frustration ist der Tod der Begeisterung in altersmüde Resignation. Wie viele verbitterte Menschen hat wohl eine Wirklichkeit produziert, die ihnen nur deshalb so erbärmlich grau erscheint, weil sie zuvor in ihren geheimen Rauschträumen sich ein goldenes Zukunftsstübchen ausgepinselt hatten, mit sich selbst als kleinem Gott darin „Oh, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt“ – läßt uns ehrliche Bettler sein und nachdenken, denn was der Teufel nicht über ein Zuwenig an Einsatzfreude erreichen kann, versucht er über ein Zuviel an großartigen Vorsätzen: die mickrigen Geister und Kleingläubigen erwischt er auf die erste Weise (die Exerzitanten der ersten Woche ignatianischer Exerzitien sozusagen); bei den Fortgeschrittenen oder denen, die sich dafür halten, liefert die zweite Masche ein besseres Fangergebnis und lähmt jugendlichen oder frommen Eifer nachhaltig. „O hätt ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wäre ich reicher!“ (438) ruft Hyperion aus. Und im Verdacht, daß uns das Handeln gegenüber dem Erhofften ärmer machen könnte, unterlassen es nicht wenige und ziehen die gerettete Hoffnung vor; denn etwas tun heißt ein Risiko eingehen. Wir aber möchten Sicherheit. So verschanzen wir uns hinter immer neuen Bedenken. „Den Unbedenklichen, die niemals zweifeln, begegnen die Bedenklichen, die niemals handeln“, sagt Bert Brecht im „Lob des Zweifels“. Der Mut, sich nicht ständig abzusichern, hat mit der Armut im Geiste zu tun. Er ist uns mehr auf geistigem Gebiet abgefordert als im Materiellen. „Contineri minimo“, sich auf das Kleinsten einlassen, nicht abwarten, bis sich großartige Gelegenheiten einstellen, die dann doch ausbleiben. Das ist gleich der Haltung, die auch im Größten keine Schranken akzeptiert.

Und diese Erkenntnis ist zum abschließenden Verständnis des „Grabspruchs für Ignatius“ vor allem festzuhalten. In den Vorarbeiten zum Hyperion im sogenannten Thalia-Fragment schreibt Hölderlin: „Der Mensch möchte gerne *in* allem und *über* allem sein, und die Sentenz in der Grabschrift des Loyola: *Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo* kann ebenso die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen“ (582). Mir ist aufgefallen, daß er hier den Spruch anders zitiert, als er dann dem Hyperion vorangestellt ist; hier steht nämlich zusätzlich ein „tamen“, ein „dennoch“, „contineri tamen a minimo“, während die Endfassung einfach „contineri minimo“ heißt – und in diesem Unterschied enthüllt sich auch die Differenz zwischen einem üblichen Verständnis des zweiten Halbsatzes und dem richtigen, das ich anzudeuten versucht habe. Nach dem üblichen Mißverständnis nimmt nämlich der zweite Halbsatz wieder einiges zurück von dem, was im ersten zu kühn zugestanden wurde; er zähmt ihn, bringt ihn wieder auf das spießbürgerlich-traditionschristliche Maß. Diese entschärfte Fassung könnte man etwa so wiedergeben: Zwar darf selbst das Größte nicht als zwängende Grenze empfunden werden, jedoch muß man vom Kleinsten sich zusammenfassen lassen. Sei nur immer auf Großartiges aus, solange Du nur das Normale als Deine Norm erkennst. Freiheit, aber mit Maß. Und so wird die Einschränkung zum Korrektiv der Begeisterung – gebremster Schaum zum Ideal. Nur nichts übertreiben, heißt wieder die alles beherrschende Maxime.

In Wahrheit müßte aber der zweite Halbsatz nicht Korrektiv, sondern Kriterium des ersten sein; nicht obwohl man auf Grenzenloses aus sein will, soll man sich dennoch aufs Kleinste konzentrieren, sondern weil und insoffern wir keine Grenze uns vorgeben lassen, können wir im Geringsten aufgehen und umgekehrt: eben wer sich fürs Kleinste ganz auszugeben vermag, ist auch über das Größte hinaus – oder mit dem Lukasevangelium gesagt: Wer im Geringsten treu ist, ist es auch im Großen, und wer im Geringsten unzuverlässig, auf den ist bei Großem ebensowenig Verlaß (16, 10). Nicht Dämpfung, sondern Ausweis schrankenloser Begeisterung müßte unser Einsatz in der Kleinlichkeit des alltäglichen Lebens sein, sonst ist's doch nur Rausch, ein „Herr-Herr“-Sagen, dem nichts folgt.

Und auf der anderen Seite genügt es nicht, wenn wir unsere alltäglichen Erledigungen lustlos herunterhaspeln; nicht weil es daneben noch, als Ausgleich und Zusatz, auch Frömmigkeitsübungen zu erledigen gilt, als weitere Berufsaufgabe sozusagen, sondern weil ohne Begeisterung nichts gut gelingt, auch nichts Gewöhnliches. Deshalb verlangt Ignatius mit Recht für den Gehorsam nicht nur, daß ausgeführt wird, was aufgetragen ist, sondern, wie es in den Konstitutionen wörtlich heißt, daß „wir mit großer

Bereitschaft und geistlicher Freude und Beharrlichkeit alles tun, was uns aufgetragen ist“. Und die Menschen, mit denen wir umgehen, erwarten von uns, von Christen, ebenfalls mehr als eine berufliche Tüchtigkeit. Wenn jeder nur pflichtgemäß – oder doch schon eigentlich hinter dem, was verlangt ist, zurückbleibend – seine Aufgaben ohne Begeisterung mehr schlecht als recht, mehr mürrisch folglich als mit Eifer ableistet, dann wird ein langweilig-düsterer Haufen aus den Christen, vielleicht nicht völlig nutzlos, aber ohne Zugkraft, eben schales Salz. Wenn wir ohne Begeisterung sind, wen sollten wir begeistern?

Schen wir also zu, daß uns nicht der abgewandelte Vorwurf des Hyperion trifft, der eben jenen, die – wie er sagt – dumpf und harmonielos, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion nur barbarischer geworden, sich ihrer Sklavemühe unterziehen, vorhält: „Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sag es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein; mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun“ (574).

Mit Ernst und Liebe tun, was zu tun ist, eben auch das Kleinste, das hieße „*contineri minimo*“, sich ganz auch im Kleinsten engagieren, und nur so ist Geist darin und Begeisterung und Grenzenlosigkeit, nur so bleibt es nicht ein Traum, sich vom Größten nicht einschränken zu lassen. Freilich, wer auf seine Wirklichkeit sieht, wird das nicht erfüllt finden, eher gleicht auch in ihm manches dem Schlachtfeld, „wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen“, ohne Lebensblut.

Wir kennen aber das Bild nicht nur aus dem Hyperion, sondern besser wohl noch aus Ezechiel, der auf dem Talgrund die Menge verdorrter Gebeine erblickt und über sie den Spruch Jahwes ausruft: „Siehe, ich lasse in Euch Geist kommen, damit ihr lebendig werdet. Ich lege wieder Sehnen an euch und lasse Fleisch festwachsen und überziehe Euch mit Haut, und dann gebe ich Geist in Euch, daß ihr lebt und erkennt, daß ich Jahwe bin“. Dieses Prophetenbild gilt gewiß nicht nur von Israel, sondern immer wieder von der Kirche, es gilt uns. Auch in unser dürres Gebein darf Gottes Geist gerufen werden, damit es lebendig werde. „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen!“ Und dann gilt, daß der Geist weht, wo er will, überall, nicht nur dort, wo die amtlich installierten Ventilatoren ro-

tieren. Also auch nicht nur in den feierlich religiösen Momenten, sondern zu jeder Zeit. An uns ist es, ihn zu hören. Den Geist zu finden in allen Dingen, da er spricht, wo immer Wahrheit ist, wie eingangs gesagt wurde. Aber nicht jedes Rauschen und Geblase ist anderseits Wehen des Geistes. „Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind“, ist ebenfalls Schriftwort und Grundhaltung des ignatianischen Denkens.

Mir scheint, daß wir bei Ignatius in der Tat die Verbindung von Begeisterung finden, die nichts ausläßt und nirgends genug hat, und von Nüchternheit, die ihn mit dem Wort „Liebe“ etwa so sparsam umgehen läßt, das Abwägen der Gründe heranzieht, um ihr Grundanliegen, die Unterscheidung der Geister (wiederum: Geist, Begeisterung) zu verwirklichen. Der Ignatius, der die Messe stundenlang ausdehnen konnte, dabei von Tränen überströmt, wandte darauf das Kriterium an, ob dieses Weinen das Augenlicht gefährde und so den Dienst hindere, und schränkte es dann ein, in derselben Gesinnung, die ihn nicht um Liebe einfach hin, sondern um lieberfüllte Ehrfurcht beten ließ, einer Gesinnung, die Hölderlin in der metrischen Bearbeitung des Hyperion so besingt:

Groß und unbezwiglich sei des Menschen Geist in seinen Forderungen
Er beuge nie sich der Naturgewalt,

Doch acht er auch der Hilfe, wenn sie schon von Sinnenlande kommt,
verkenne nicht, was edel ist im sterblichen Gewande . . .

Wenn Deine Pflicht ein feurig Herz begleitet,
Verschämē nicht den rüstigen Gefährten . . .
Denn du bedarfst der Stärkung der Natur.

Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
Die Liebe nach, und wandelt kühn und frei
Durch Flammen und durch Fluten ihre Bahn.
Sie wartet aber auch in fröhlichem
Vertraun der Hilfe, die von außen kommt,
Und überhebt sich ihrer Armut nicht“ (607 f.).

Zuvor bereits hieß es: „Das volle Maß . . ., woran des Menschen edler Geist die Dinge mißt, ist grenzenlos und soll es sein und bleiben“; und: „im Kleinsten offenbart das Größte sich“ (604 f.).

Wenn „Hybris“ heißt, göttlich sein zu wollen, auf Gott aus, unbegrenzt, dann ist sie uns nicht untersagt, sondern von uns gefordert. Und da wir sie nicht aufzubringen vermögen, nie, in unserer Beschränktheit, dürfen wir sie – denn das heißt Erlösung – aus der Kraft (dem Geiste!) Christi hoffen. So gibt der Grabspruch des Loyola uns Auftrag und Ziel an: Non coerceri maximo, contineri minimo. Uns vom Größten nicht eingegrenzt und deshalb im Kleinsten ganz zu finden, das ist göttlich.